

Ungeliebter Gigant

An der KSW-Jahreskonferenz wehrt sich die Spitalleitung gegen den oft gehörten Vorwurf, man wolle mit kleinen Partnern nicht gleichberechtigt zusammenarbeiten. Für Ärger sorgten auch die Zweifel an der Kompetenz des Spitals, für die Stadt Betagte zu betreuen.

DAVID HERTER

Der Abgang von drei von vier bei der Stadt angestellten Heimärzten wirft hohe Wellen. Am Montag musste Sozialvorsteher Nicolas Galladé im Parlament eingestehen, im Umgang mit den Problemen zwischen der Bereichsleitung Alter und Pflege und den Heimärzten Fehler gemacht zu haben.

Einer der Gründe für die Kündigungen der Ärzte war dabei die von der Stadt ins Auge gefasste engere Zusammenarbeit mit dem Kantonsspital Winterthur. Das entstandene Loch bei der medizinischen Versorgung stopfen wird nun ebendieses KSW. Es ist laut Galladé als einziger Partner in der Lage, kurzfristig die medizinische Versorgung von Betagten in hoher Qualität zu gewährleisten. Das KSW seinerseits ist bereit, schnell mit Ärzten auszuhelfen. Auch längerfristig mache eine Zusammenarbeit von Spital und Stadt Sinn, sagten Spitaldirektor Rolf Zehnder und Peter Ballmer, Direktor des Departements Medizin, gestern an der Jahresmedienkonferenz des Kantonsospitals. Ballmer zeigte sich allerdings irritiert ob der Reaktionen einiger Winterthurer Ärzte auf die blosser Ankündigung der Stadt hin, die medizinische Betreuung der Betagten durch das KSW vertieft prüfen zu wollen.

«Die Leserbrief von Ärzten, die uns die nötige Fachkompetenz absprechen, haben mich sehr geärgert», sagte Ballmer. Das KSW könne auf vier bestens ausgebildete Geriater zählen. Mit dem Aufbau und Betrieb der rund um die Uhr betreuten Palliativstation sowie der akutgeriatrischen Assessmentstation, die das Kantonsspital 2011 von der Integrierten Psychiatrie Winterthur-Zürcher Unterland übernommen hat, liege ein starker Nachweis für die Kompetenz des KSW vor, sagte Ballmer. «Dass wir von den eigenen Leuten angeschossen werden, gefällt mir nicht.»

Es sei bedauerlich, wenn das Kantonsspital bei den Heimärzten, aber auch bei Hausärzten, städtischen Kinderärzten und bei den Hebammen ein wenig willkommener Partner sei, sagte Spitaldirektor Zehnder. «Für Futterneid gibt es keinen Grund, es geht im Gegenteil darum, dass wir es schaffen, das Essen überhaupt runterzuschlucken.» Wegen des Mangels an Fachleuten führe nämlich kein Weg daran vorbei, die anfallende Arbeit neu zu verteilen. Und das Management von ärztlichen Kapazitäten und ärztlichem Knowhow sei nun einmal die zentrale Aufgabe und Stärke des Kantonsspitals.

Notfalldienst in Gefahr

«Wir werden rasend schnell nicht nur im Bereich der Pflege von Betagten, sondern auch in vielen anderen Bereichen der medizinischen Versorgung vor Problemen stehen», sagte Zehnder.

«Wir werden in vielen Bereichen rasend schnell vor Problemen stehen»

Rolf Zehnder, Spitaldirektor KSW

Nicht geklärt sei etwa die Nachfolge von vielen über 55 Jahre alten Winterthurer Hausärzten. Latent gefährdet ist damit auch die heutige Organisation der Notfalldienste durch die Ärzte, die je einige Wochenenden Dienst pro Jahr übernehmen. «Ist eine seriöse Betreuung rund um die Uhr nicht gewährleistet, sind wir gezwungen, die nötigen Kapazitäten selbst aufzubauen», sagte Zehnder. So weit müsse es jedoch nicht kommen. So könnte der Notfalldienst auch von Hausärzten und KSW gemeinsam und gekoppelt an die Notfallstation des Spitals organisiert werden.

«Wir können uns nicht leisten, Probleme in der Zusammenarbeit ungelöst zu lassen», sagte Zehnder. Dabei sitze das Kantonsspital zugegebenermassen als sehr grosser Spieler am Tisch. Eine Strategie, die kleinen Spieler nach dem Prinzip «Teile und Herrsche» auszulassen, gebe es nicht. Das KSW müsse als Zentrumsspital für eine grössere Region zwangsläufig eine wichtige Rolle spielen, sagt Zehnder. Er will aber verstärkt darauf hinarbeiten, nicht als ungeliebter Gigant, sondern als Partner auf Augenhöhe wahrgenommen zu werden.

Mehr Patienten, weniger Gewinn

Das KSW ist weiter auf Wachstumskurs. Im Jahr 2011 stieg die Zahl der stationär behandelten Patientinnen und Patienten um 2,5 Prozent auf 24500, die Zahl der ambulant behandelten Patienten nahm um 6 Prozent auf 146500 zu. Der Umsatz wuchs um 18,1 Millionen Franken auf 352 Millionen. Gesunken ist der Gewinn. 2010 hatte er 9,2 Millionen betragen, im vergangenen Jahr waren es noch 3,9 Millionen. Zurückzuführen ist das laut Spitaldirektor Rolf Zehnder auf Mehrkosten von 18,1 Millionen

(plus 8,6 Prozent) für zusätzlich benötigtes Personal sowie eine Reallohnerhöhung von rund 2 Prozent.

Für die Zukunft wünsche sich das öffentlich-rechtliche KSW vom Kanton mehr Freiheiten, um Kooperationen mit anderen Spitälern nicht nur informell, sondern auch rechtlich verbindlich eingehen zu können, sagte der Präsident des Spitalrats Ulrich Baur. Dieser Handlungsspielraum sei nötig, um im neu organisierten Gesundheitsmarkt mit den Spital-AG konkurrenzieren zu können. (dh)



Zwangsläufig der grösste Spieler auf dem Winterthurer Gesundheitsmarkt. Bild: hd

IN KÜRZE

Arbeiter schwer verletzt

Bei Montagearbeiten ist gestern Nachmittag ein 21-Jähriger eingeklemmt und schwer verletzt worden. Die genaue Ursache des Arbeitsunfalls ist unklar und wird ermittelt, wie die Kantonspolizei Zürich mitteilt. Kurz nach 14.30 Uhr waren Angestellte einer Maschinenbaufirma mit Montagearbeiten beschäftigt. Dabei wurde der junge Mann von einem Gehäusebauteil eingeklemmt. Er musste mit schweren Verletzungen durch eine Ambulanz ins Spital gefahren werden.

Buspassagier mit Waffe

Gestern Nachmittag führte der ZVV an der Bushaltestelle Technikumstrasse eine Billett-Grosskontrolle durch. Wie in solchen Fällen üblich, leisteten Bahn- und Stadtpolizei Unterstützung. Letzteren fiel ein 25-jähriger Jamaikaner auf, der ohne Billett unterwegs war. Die Beamten kontrollierten ihn und fanden eine Pistole. Er muss nun mit einem Verfahren wegen Verstosses gegen das Waffengesetz rechnen.

Verleger an der Spitze

Die Stiftung Fotomuseum Winterthur bekommt einen neuen Präsidenten. Filmregisseur Thomas Koerfer tritt nach acht Jahren zurück. Sein Amt übernimmt per sofort Verleger Michael Ringier. Dies teilte das Fotomuseum gestern Abend mit. Ringier, dessen Unternehmen unter anderem den «Blick» herausgibt, ist seit 2004 Mitglied des Stiftungsrats. In dieser Zeit habe er wichtige Impulse im Bereich der Sammlung gegeben. (ahs/sda)

Im Kampf mit den Grossen der Welt

Roger de Weck ist seit einem Jahr SRG-Generaldirektor. Am Dienstagabend erzählte er im StadTalk, weshalb das Internet fürs Fernsehen wichtig ist.

REGINA SPEISER

An Krücken bahnte sich Roger de Weck seinen Weg durchs Publikum zur Bühne im Albani. «In einen langen Lebenslauf gehört halt auch eine Meniskusoperation», sagte er und liess sich von StadTalk-Moderatorin Nicole Meier noch entlocken, dass ein unspektakuläres Stolpern auf der Strasse ihm diese Schmerzen bereite. Mehr sollte das Publikum nicht aus dem Privatleben des Vaters von vier Kindern erfahren. «Ich bemühe mich, möglichst wenig spannend für die Boulevardmedien zu sein.» Ihm sei es wichtig, die Privatsphäre zu achten, auch als Journalist. Als solcher hatte der in Fribourg zweisprachig aufgewachsene Sohn eines Bankiers nach dem Wirtschaftsstudium in St.Gallen bei der «Tribune de Genève» zu arbeiten begonnen.

Schwarze Zahlen

Seine weitere journalistische Karriere führte ihn unter anderem auf die Chefredaktorensessel des «Tages-Anzeigers» und der deutschen «Zeit». Seit Januar 2011 ist er Generaldirektor der Schweizerischen Radio- und Fernsehgesellschaft. Bei seinem Amtsantritt

traf er tiefrote Zahlen an. Für 2011 prognostiziert de Weck wieder schwarze Zahlen. Der Sparkurs scheint erfolgreich. Doch Kritiker und Konkurrenten machen seine Arbeit zur Herausforderung. «200 Franken Radio-TV-Gebühren im Jahr sind genug», skandiert etwa die Winterthurer SVP-Nationalrätin Natalie Rickli. Aktuell beträgt die Jahresgebühr 462.40 Franken. Die Debatte über den Service public sei wichtig, sagt de Weck. Doch er ist der

Ansicht, dass es kreativer sei, zu fragen, was die Konsumentinnen und Konsumenten inhaltlich wünschen und nicht in erster Linie, wie viel sie bezahlen wollen. Der Betrag sei im europäischen Vergleich so hoch, weil die SRG viersprachig produziere. Der Mehrbetrag ist also eine Art eidgenössischer Solidaritätsbeitrag. Damit erhielten Minderheiten in der Schweiz, wie die Romandie oder der italienischsprachige Teil, qualitativ hochstehende Program-

me in ihrer Landessprache und produziert in ihrem Land.

Die grösste Herausforderung für die SRG ist das Internet: Einerseits ist dieses neue Format das Medium der Zukunft – es verbindet Text, Bild und Ton in einem; hier gilt es, den Anschluss an die Entwicklung nicht zu verpassen. Andererseits geht es um die Werbemaassnahmen, die sich dort generieren lassen. Im Moment noch darf auf den Webseiten von Schweizer Radio und Fernsehen keine Werbung geschaltet werden. Der Entscheid ist beim Bundesrat hängig. Doch während die SRG auf den Kanälen Marktanteile verliert, gewinnt sie Zuschauer auf dem Internet.

Streit um die Brosamen

Neben den bisherigen Konkurrenten auf dem Markt, den ausländischen Kanälen, die in unseren Landessprachen senden, sieht sich die SRG neu mit mächtigen «global players» aus dem Internet konfrontiert. Einerseits sind dies Internet-Fernsehsender, andererseits Onlineportale, die keine Sendungen selber produzieren und finanzieren, sondern nur verlinken oder zusammensetzen und daneben Werbung aufschalten. Damit lässt sich viel Geld verdienen. Künftig, so schätzt de Weck, beherrschen Onlineportale siebzig bis achtzig Prozent des Schweizer Werbemarktes. Da müssten SRG und Zeitungsverleger zusammenspannen und sich nicht um die Brosamen streiten, wie das zurzeit der Fall ist.



Roger de Weck spricht lieber übers Geschäft als über sein Privatleben. Bild: mad